



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

†*: Weltentwicklung und Weltschöpfung : mit einem Anhang über Lyells
und Darwins Gottesideen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Weltentwicklung und Welterschöpfung

Mit einem Anhang über Lyells und Darwins Gottesideen



Der Sechzigjährige erinnert sich an die Materialisten, die in den fünfziger Jahren in Deutschland rumorteten, wo sie von dem Überdruß an philosophischen Träumen Gewinn zogen. Er sieht vor sich die zerlesenen Hefte und Bogen von Ludwig Büchner und Karl Vogt, die er als Scholar unter der Tischkante studierte: „Kraft und Stoff“, „Röhlerglaube und Wissenschaft“; aber mit Ekel denkt er heute an die Seichtigkeit ihres Inhalts zurück, die schon von dem ungeschulten Geiste empfunden oder vielmehr nur geahnt wurde, wenn er am Schluß weder etwas Greifbares noch etwas Erhebendes daraus gewonnen hatte. Greifbares hatte freilich auch das Studium Hegels nicht hinterlassen, aber wer einmal die Weltidee in lichter Gedankenferne wie Abendgold sich zur Welt hatte entfalten sehen, dem blieb wenigstens der Gewinn eines unendlich erweiterten Gesichtskreises; und unter allen Umständen hatte er mit einem der fruchtbarsten Geister des Jahrhunderts Umgang gepflogen. Von jenen blieb dagegen nur der Eindruck philosophischer Stümper. Ein Glück für den jungen Leser, daß er in seinem Hunger nach naturwissenschaftlicher Lektüre mit Müllers und Ues „Natur“ und mit Rossmäslers „Aus der Heimat“ in Berührung kam, populären Zeitschriften, die zwar ebenfalls materialistische Ideen vertraten, aber doch viel mehr bestrebt waren, suchende Geister in die Schönheit und Größe der Natur einzuweihen. Besonders Karl Müller und Otto Ue waren begeisternde Freunde und Kenner der Natur. Ihnen verdanken viele die Einführung in die Naturbeobachtung, die bald alles Fragen um Stoff und Kraft zum Verstummen brachte, den Reichtum und die Tiefe der Schöpfung uns unmittelbar fühlbar machte. Dann kam Darwin, dessen erstes und größtes Werk „Die Entstehung der Arten“ 1860 in Deutschland bekannt wurde, wo es von den echten Naturforschern mit Dank und Aufmerksamkeit aufgenommen wurde; sein Übersetzer G. H. Bronn in Heidelberg hatte selbst zu den bedeutendsten Vorläufern der Entwicklungslehre gehört. Natürlich strubelte aber neben dem mächtigen Strom wissenschaftlicher Anregung, der von ihm ausging, auch wieder ein trüber Gegen- und Nebenstrom sogenannter Populari-

sierungen, worin sich die Materialisten tummelten, die schon vorher das große Wort geführt hatten. Darwin hatte für einsichtige Forscher eigentlich erst die Aufgabe formuliert, an deren Lösung man sich jetzt machen mußte; so verstanden es ruhige Denker; ihre Stimme übertönte indessen weit der Lärm jener Ausleger, die im Darwinismus hauptsächlich den Protest gegen die Schöpfungsgeschichte der Bibel sahen. Von ihnen wurde der von Darwin mit richtigem Gefühl zuerst gar nicht berührte „Affenmensch“ mit Jubel in den Vordergrund gebracht. Für die andern gestalteten sich die Probleme der Entwicklungslehre immer verwickelter und tiefer, je näher sie sie studierten, und mehr als eine wissenschaftliche Reputation zerschellte an ihrer übereilten Deutung. Der Kampf ums Dasein verlor bald seinen Zauber. Nach einem Menschenalter weiß man heute zahllose entwicklungsgeschichtliche Einzelthatfachen, aber von dem Gang der Entwicklung der Schöpfung weiß man nichts Sichereres, als Darwin und seine Zeitgenossen gewußt hatten.

Dieselben Jahrzehnte, die den Materialismus eine Bedeutung in den Naturwissenschaften gewinnen sahen, wie ihn die vorangegangenen philosophischen nicht für möglich gehalten hätten, erlebten auch das Aufblühen der angewandten Naturwissenschaften in der Technik, der Medizin und andern Künsten. Sicherlich hat gerade dies wesentlich zur Überschätzung einer ganz unphilosophischen, die Wissenschaft wie ein Handwerk einseitig und kurzfristig behandelnden Richtung in der Naturforschung beigetragen, und ebendarum hat es auch dem Materialismus Gläubige in Menge zugeführt. Große Leistungen in der Chemie und der Physik vor allem wurden ja von Naturforschern erzielt, die sich bewußt ablehnend zu jeder Art von Philosophie verhielten. Es waren nicht die Wortführer der materialistischen Richtung, denn diese sind samt und sonders in wissenschaftlichen Leistungen unbedeutend oder mindestens unschöpferisch gewesen; aber die meisten von ihnen meinten, mit dem Materialismus auskommen zu können, und hielten ihn jedenfalls für weniger irreleitend als die spekulative Naturphilosophie, die thatsächlich die Naturwissenschaften in Deutschland bis in die dreißiger Jahre gelähmt hatte.

Daß die meisten Zweige der Naturforschung zu dieser Zeit eine von jenen Entwicklungen durchmachten, die reich an Problemen und verhältnismäßig leicht errungenen Lösungen sind, hatte bei billigen Denkern den Glauben hervorgerufen, es werde nun immer so im Triumphe weiter und beständig aufwärts gehn. Zwar begannen schon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts einige Größen, zu denen man noch abgöttisch aufschaute, zu wanken. Ich will nur die großen deutschen und französischen Geologen nennen, deren Autorität für unangreifbar gegolten hatte. Was bleibt heute von den Ideen L. von Buchs und Alexander von Humboldts übrig? Die Bedeutung der Männer wird immer anerkannt, aber die Größe ihrer Irrtümer wird auch immer deutlicher erkannt werden. Die ununterbrochne Fortentwicklung, die im Wesen der Wissenschaft liegt, läßt es gar nicht anders zu, als daß die Mehrzahl der Ergebnisse der Naturforschung aus provisorischen Bestimmungen besteht. Die ganze Descendenztheorie mit dem Kampf ums Dasein und andern Tochterhypothesen gehört zu den Lehren, die man für eine gewisse Zeit anerkennt,

sich vorbehaltend, Besseres an ihre Stelle zu setzen, wenn die Gelegenheit gekommen sein werde. Sogar die so oft wie eine letzte Erkenntnis hingestellte Theorie der Entwicklung des Sonnensystems aus einem Urnebel, die fälschlich unter Kants Namen geht, ist nur eine Meinung, die von manchen ernstern Forschern nicht geteilt, wohl aber dem großen Publikum wie ein Dogma verkündigt wird. Nicht bloß Fechner hat gegen die „Nachtansicht“ protestiert, die Licht, Farbe und Ton und alles, was die Welt um uns reich und schön macht, für Sinnesstauschung erklärt; es hat sogar allen Anschein, als ob auf die Herrschaft dieser Ansicht die Anerkennung der Wirklichkeit, wie sie vor der naiven Menschenseele liegt, folgen werde. Und so sehen wir eine „allgemein geteilte“ Ansicht nach der andern hinabsinken und verlernen immer mehr den Glauben an die Allgemein- und Ewiggiltigkeit angeblicher Naturgesetze, die uns mit der Miene der Unfehlbarkeit vorgetragen, aber dann auch unter Umständen ganz unbefangen wieder zurückgezogen werden. Die Naturwissenschaften verdienen unser Vertrauen nur, wo sie uns Kunde geben auf die Frage: Wie sind und verlaufen die Dinge? So lange sie beschreiben, und zur Beschreibung gehört ja auch der Nachweis der Folge von Ursache und Wirkung im Bereich unsrer Wahrnehmung, die wir Gesetz nennen, verdienen sie in der Regel Vertrauen, wiewohl es bekanntlich auch Leute giebt, die nicht einmal genau berichten können, was sie gesehen oder gehört haben. Niemand ist einstweilen gebunden, alles für wahr zu halten, was große Astronomen auf dem Mars sehen! Wenn sie über die Grenzen der Beobachtung hinauszuweisen, wollen wir ihr Fürwahrhalten nur nach gründlicher philosophischer Prüfung hinnehmen oder — ablehnen. Jedenfalls werden wir uns nicht mehr einreden lassen, die Naturwissenschaften hätten die Philosophie überflüssig gemacht, weil sie für sich allein zur Beantwortung aller Fragen ausreichen, die der Mensch vernünftigerweise aufwerfen könne. Nachdem wir die naturwissenschaftliche Weltanschauung als eine Decke kennen gelernt haben, die zu kurz ist und außerdem noch einige große Löcher hat, haben wir uns notgedrungen zur Philosophie zurückgewandt, die uns von vornherein mindestens durch die Erfahrungen und Prüfungen eines tausendjährigen Alters eine Gewähr giebt, daß sie nicht mit jugendlicher Unvorsichtigkeit Erkenntnisse verheißt, die sie selbst nicht hat und auch nicht verschaffen kann. Philosophie muß doch wenigstens in dreitausend Jahren gelernt haben, was der Mensch wissen kann und was nicht; und gerade darüber hat uns ja die Naturwissenschaft im unklaren gelassen, da sie immer mehr versprach, als sie erfüllen konnte. Bona fide geschah es wohl, aber was hilft mir der gute Glaube, wenn ich in der Sackgasse stecke? Ich muß heraus. Aber mein Leben ist kurz, und noch kürzer ist die Reihe der Jahre, in denen ich mich fröhlich und eifrig dem Geschäft des Denkens widme. Es ist ein Jammer um jeden Tag, den ich in eitelm Bemühen verliere.

* * *

Frage ich die besten Kenner der Natur und unsers Wissens von der Natur, so finde ich im Kern aller ehrlichen Antworten immer wieder die Er-

kenntnis, daß die Ausbreitung unsers Wissens über ungeheure Räume und in unerhörte Zeiten nicht hindern kann, daß wir uns von einem engern Horizont umschlossen fühlen als unsre Vorväter, die nichts von Sternenweiten und Milliarden Jahren der Erdgeschichte wußten. Mit aller Erweiterung des Wissens ist das Gebiet des Unbekannten, Ungewußten und nie zu Wissenden in noch viel stärkerm Maße gewachsen als das kleine gelobte Land des Wissens. Wenn es im neunzehnten Jahrhundert Zeiten gab, wo uns die Ergebnisse der Wissenschaft dazu führten, daß wir ganz vergaßen, was darüber hinaus an Unwißbarem liegt, so ist uns Nachgeborenen der Sinn für diese ungeesehenen Weiten noch stärker gewachsen als der Blick in die sinnliche Welt. Tiefsehende Geister hatten das schon zu einer Zeit kommen sehen, als das Anstaunen der Sternenträume noch mit der größten Naivität als ein Blick in die Ewigkeit geschätzt und mit Ernst die Frage erörtert wurde, ob das „wirkliche“ Alter der Erde 20 oder 200 Millionen Jahre sei. In diesem Sinne sprach sich schon Hegel in der Logik aus, deren kritische Glossen zu dem Indiekniesinken vor den Sternenweiten zu den geistvollen und tiefen Randbemerkungen gehören, die dem gewöhnlichen Leser über die Dumpfheit manchen Kapitels weghelfen. Allerdings war ihm darin Schiller vorangegangen mit seinen herrlichen Versen:

Schwaget mir nicht soviel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch giebt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Heute imponieren uns Milliarden Sterne, Jahre, Infusorien und andre große Zahlenausdrücke noch viel weniger, denn wir haben uns gewöhnt, immer noch einmal darüber hinauszuschauen, wo wir immer wieder größere Reihen und Mengen finden, und so in infinitum. Und wenn wir uns nun satt geschaut und müde gedacht haben, stehen wir auf demselben schmalen Ufer der Zeit wie vorher, und der Ozean der Ewigkeit dehnt sich in die Weite hinaus, wohin nie, nie unser Blick dringen wird. Und so ist all unser Mühen umsonst, uns aus dem Ringe herauszudenken, den die Schranken unsrer Natur um uns ziehn. Daran ändern die größten Teleskope, die feinsten Mikroskope und die kühnsten Hypothesen nichts. Wir können die Dinge außer uns nicht einmal erkennen, wie sie sind, sondern nur wie sie uns erscheinen, und wo wir uns hinwenden mögen, immer bleiben wir in unsrer Welt gefangen, was wir dann allerdings mit einem Satze Kants tröstlich so ausdrücken können, daß unser Verstand seine Gesetze nicht aus der Natur schöpft, sondern sie der Natur vorschreibt. Das ist ungefähr so, wie wenn ein Kurzsichtiger sagt: Ich schreibe der Natur vor, mir nur das Nächste zu zeigen, alle Fernen mir verhüllt zu halten. Ich möchte statt dieses Satzes, der in Wirklichkeit keinen Trost enthält, das Sichbescheiden gegenüber dem Unendlichen als den positiven Gewinn dieser Blicke ins Leere und Dunkle bezeichnen. Es ist ja auch nur ein Zurücktreten in die Grenzen meiner Zeitlichkeit, aber es bewahrt mich doch davor, daß ich mein geistiges Leben in einem ewigen Kampf zwischen geistigem Hoffen und Enttäuschtwerden verbringe. Es liegt aber ein noch viel größerer

Gewinn darin, daß ich das gottsuchende Denken und Dichten nun mit andern Augen betrachte. Darin liegt eben die Denknöwendigkeit der Wendung von der Naturforschung zur Philosophie. Bedrängt, ja bedrückt von der Unendlichkeit, in der unsre Sinnenwelt zu nichts zusammenstürzt, erkennen wir die Nutzlosigkeit des Bemühens an, aus unsrer engkreisigen Erfahrung allein heraus uns eine Weltanschauung aufzubauen. Je mehr aber unser großes Ich zusammensinkt, um so mächtiger erhebt sich Gott. Dem Faust in uns erscheint der Erdgeist.

Was wir im Raum und in der Zeit umfassen wollten, das ist nun alles viel zu eng, daß wir darauf eine Gottesvorstellung aufbauen könnten, nach der wir uns zurücksehnen. Wir müssen darüber hinaus. Zwar wäre die Hoffnung vergebens, jenseits unsrer Zeitlichkeit gleichsam Entdeckungen zu machen, die den Gesichtskreis hinausrücken. Für jene Regionen giebt es keinen Kolumbus und keinen Magalhães. Im Grunde handelt es sich auch gar nicht darum, Neues zu gewinnen, sondern viel eher könnte man diesem Streben über die Grenzen der Zeitlichkeit hinaus den Zweck setzen, Altes zu verlieren, abzustreifen. Dazu zähle ich auch die Abneigung der Naturforscher, mit einem geistigen Wesen zu rechnen, das über der Welt unsrer Sinne schwebt oder sie durchdringt, was mir, beiläufig gesagt, kein Unterschied ist. Auch sie wird abgestreift werden.

Es konnte zwar an sich keinen tiefen Eindruck machen, wenn die Naturwissenschaft so lange Jahre nicht mehr gern Gott sagte. Es war eine Zunftsache wie eine andre. Wir, die wir nicht verpflichtet sind, irgend eine allgemeine Ansicht, die die Naturwissenschaft uns vermittelt, unbesehen hinzunehmen, konnten bei allem Respekt vor ihren Einzelergebnissen, allem Zweifel gegenüber ihren allgemeinen Folgerungen Raum geben und haben das redlich gethan. Deswegen sind wir nun auch nicht erstaunt, daß man beim Hereinfallen der ersten Strahlen der Philosophie das große Wort Gott, das größte der Sprache, wieder vernimmt, gleich als wie ein Morgen Gebet nach langer Nacht das liebe Licht und den, der es ausfendet, zugleich begrüßt. Man sollte nicht glauben, daß ein besondrer Mut dazu gehöre, dieses Wort selbst in einer wissenschaftlichen Abhandlung auszusprechen. Aber thatsächlich beging der, der es that, etwas Unzünftiges, und noch heute stellt er sich außerhalb des großen Kreises der „Fachmänner.“ Ganz allein steht er dort nicht mehr, aber groß ist die Gruppe auch nicht, zu der er sich gesellt.

Doppelt achte ich darum den Mann, der, ein anerkannter Naturforscher, uns sagt: Ich vermag mir die Natur nicht anders zu erklären, als indem ich eine höchste Ursache oder eine Weltvernunft annehme. Gerade die Organismen beweisen, daß hinter den Kulissen der sichtbaren Natur noch etwas wirkt, das unsern Sinnen nicht zugänglich ist; gerade aus den biologischen Arbeiten über diese Organismen muß es mit Notwendigkeit gefolgert werden. In den Organismen wirkt der intelligente schöpferische Impuls vergleichbar einer von der Sonne losgelösten Lichtwelle fort.*) Es hat ja Größere gegeben, die das-

*) Ich zitiere hier aus dem Buche: Die Welt als That. Umrisse einer Weltansicht

selbe, wenn auch mit andern Worten gesagt haben, Goethe vor allem, der sich des Problematischen hinter der Natur wohl bewußt war, das zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen, und der es mit unübertrefflicher Klarheit aussprach: „Es giebt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respekt“; oder Karl Ernst von Baer, den man einen Aristoteles des neunzehnten Jahrhunderts nennen mag, der aber — man verzeihe den Anachronismus — auch seinen Kant studiert hatte, wie sein Ausspruch beweist: „Die Natur ist dem denkenden Beobachter die fortgehende Offenbarung eines unerreichbaren Urgrundes. Diesen Urgrund erkennt er nur im einzelnen seiner Wirklichkeiten. Ihn selbst als Objekt zu fassen, findet er keine Möglichkeit“; diesem großen Schöpfer der Wissenschaft von der Entwicklungsgeschichte der Tiere verdanken wir das tiefe Wort Zielstrebigkeit, womit er aus der Bahn der zufälligen Gründe der Entwicklung herauslenkte, die immer nur in Sackgassen führen wird.

Niemand, der in die Entwicklungsgänge, sei es der Einzelwesen, die aus dem Ei hervorgehn, oder der Verwandtschaftsreihen fossiler Tiere oder Pflanzen tiefer hineingeschaut hat, wird zwar Zielstrebigkeit in jedem Entwicklungsvorgang suchen. Die Natur ist auch in den Möglichkeiten der Erreichung eines Zieles reich, und für das Leben ist nicht, wie für den Kristall, die Gerade bezeichnend, sondern die Wellenlinie.

Es giebt ein Variieren der Pflanzen und der Tiere, das ein zielloses Schwanken um den ruhenden Punkt der Eigenschaft einer Art ist, und es giebt ein andres Variieren, das die Art in einer bestimmten Richtung weiter führt, entweder vorwärts fortbildend oder rückwärts zurückbildend. Senes bewirkt, daß keine Rose, wenn auch von demselben Strauch derselben Art, der andern gleicht, daß kein Blatt desselben Baumes dasselbe ist; dieses hat durch die Variabilität der Größe und des Baues des Gehirns den Menschen zu seiner Höhe heraufgeführt, so wie es einst das erste Flugvermögen der Saurier zu dem wunderbaren Flugmechanismus der Schwalbe fortbildete.

Die meisten Entwicklungslehrer der Generation, die jetzt heranaltert, sind vor dieser Vorstellung einer auf ein gesetztes Ziel strebenden Entwicklung wie vor einem verderbendrohenden Abgrund zurückgeschreckt. Aber die Thatfachen sind so stark, daß man mit Zuversicht behaupten kann: ihr scheuet vor dem Wort, die Sache lebt in euern Gedanken. Gewiß ist es so mit Weismann, der ja früher sehr viel zur Einsicht in den äußern Mechanismus der embryonalen Entwicklung der Tiere beigetragen hat und späterhin durch Aufstellungen, die

auf naturwissenschaftlicher Grundlage von Dr. J. Reinke, Professor der Botanik an der Universität Kiel (Berlin, Gebrüder Paetel, 1899), das dringend allen denen empfohlen sei, die sich die Schöpfung ohne Zweck und Ziel nicht denken können und mögen und deshalb folgerichtig auch einen zweck- und zielsetzenden Geist, den Gott in der Welt suchen. Nicht weil ich mit allen Einzelheiten einverstanden wäre, habe ich dieses Buch mit steigender Teilnahme gelesen, sondern trotz des Widerspruchs gegen seine Scheidung der Kräfte in natürliche (Energien) und intelligente, die Energien beherrschende, die es Dominanten nennt, und trotz abweichender Auffassung der Entwicklung unsers Sonnensystems. Das Buch ist vortrefflich geschrieben, klar gedacht und von einem warmen Hauche durchweht, der keinen Bücherstaub mit sich führt.

mit Recht angefochten worden sind, vielleicht zu noch größern Fortschritten wenigstens angeregt hat. Sogar er bekennt (in seiner Schrift „Über die mechanische Auffassung der Natur“), daß er sich die Welt „unmöglich als das Werk eines Zufalls, vielmehr nur als das Resultat eines planmäßig gerichteten großartigen Entwicklungsprozesses denken könne.“ Wenn nun solche Denker die zwecksetzende Kraft, die sie nicht leugnen können, an den „Anfang der Dinge“ verlegen, zerfällt ihnen die ganze Natur in zwei Abschnitte: in den Anfang mit dem Eingreifen der zielstrebigen oder zwecksetzenden Kraft, und in den Ablauf der Notwendigkeit, die daraus hervorgeht. Ist ein solcher Anfang denkbar? Und kann man sich eine Macht denken, die einen solchen Grund legt, ohne sich um den Aufbau zu kümmern, der darauf errichtet wird? Ich glaube, daß hier der ganz berechtigte Wunsch, die unserm Erkennen zugänglichen Prozesse der Natur einfach mechanisch aufzufassen, über sein Ziel hinaus schießt. Wenn wir uns einmal den Schöpferwillen an den Anfang setzen, wollen wir ihn auch nicht aus dem Fortgang ausschließen. Damit ist ja nicht gesagt, daß wir bei jedem Problem, dessen Lösung nicht leicht gelingt, kinder gleich an sein Eingreifen appellieren. Davor wird und muß uns wissenschaftliche Denkdisziplin bewahren.

Die Naturforscher, die so thun, als ob es gar keine Schranken des Erkennens gebe, als ob sie eigentlich bald alles selbst machen könnten, beweisen eben damit, wie wenig weit ihr Blick reicht. Da jammern sie über die, die einen Zweck und ein Ziel in der Schöpfung sehen wollen, als ob sie ihnen den Weg verbauten, der ja doch für alle plötzlich am finstern Abgrund der Ewigkeit abbricht. Eine zweckthätige Kraft, sagt Weismann, unter die Entwicklungsurfsachen aufzunehmen, wird dem Naturforscher niemals gestattet sein, weil er damit die Voraussetzung seines Forschens preisgäbe: die Begreiflichkeit der Natur. Wenn man sich nun bei einem solchen Donnerwort an die Irrwege und Sackgassen der Weismannschen Entwicklungsgedanken erinnert, ist es schwer, nicht Spott in vollen Schalen über ihn zu ergießen. Die dankbare Erinnerung an seine zootomischen Verdienste hält uns allein davon ab.

Daß die Erreichung eines vorher bestimmten Zieles durch die Entwicklung des Lebens unsrer Erde nicht alle mechanische Erklärung ausschließt, ist schon von mehreren Denkern ausgesprochen worden, die mit dieser kurzfristigen Angst vor der Zielstrebigkeit nicht behaftet waren, z. B. von Fehner. Daraus folgt auch, daß die natürliche Auswahl zufälliger Variationen im Kampf ums Dasein keineswegs die einzige mechanische Erklärung der Lebensentwicklung und Fortbildung zu sein braucht. Ich möchte sogar noch eine weitere Erklärung für möglich halten, von der ich glaube, daß noch kein Biolog sie ausgesprochen hat. Ich gebe sie, um zu zeigen, wie wenig Grund man hat, nach der Zuchtwahl wie nach dem einzigen rettenden Balken in einer hochgehenden See zu greifen. Sie geht von der Voraussetzung aus, die niemand mir streitig machen kann, wenn auch die Mehrzahl, und besonders die Geologen, sie ungläubig behandeln mögen, daß das Alter der Erde uns absolut unbekannt ist. Darum ist auch für die Geschichte des Lebens kein Anfang zu setzen. Was uns an Zeugnissen dieser Geschichte in versteinertem Zustand von der

ältesten kambrischen Schicht bis zu den Diluvialablagerungen erhalten ist, macht sicherlich nur ein Minimum des Lebens aus, das auf der Erde war und ist. Was zwingt mich nun, anzunehmen, daß nur diese eine Entwicklung auf der Erde möglich sei, die wir kennen? Kann nicht eine andre oder können nicht andre dieser vorangegangen sein? So gut wie die ältern Spuren der Entwicklung, in der wir gegenwärtig stehen, bis auf einen kleinen Rest durch die Umgestaltung (Metamorphismus) der Gesteine, in denen sie lagen, vernichtet worden sind, können auch andre Schöpfungen untergegangen sein. Ich gehe nicht so weit wie der bekannte Botaniker Kerner, der das Leben für ewig erklärt, aber das Leben ist eine notwendige Folge der Einwirkung der Wärme, des Lichtes und vielleicht anderer Formen der Energie auf die Stoffe der Erde, die unter ähnlichen Verhältnissen immer entstehen muß und entstanden sein muß. Das Wie dieser Entstehung kennen wir allerdings nicht, werden es auch vermutlich nie kennen lernen.

Daß aber z. B. eine Erde, deren Oberfläche wärmer als der Siedepunkt des Wassers war, kein Leben hegen konnte, das dem unsern ähnlich war, ist sicher. Ein Hereinstürzen der Lebenskeime ist eben deswegen nicht anzunehmen. Ich stehe nicht an, den Gedanken von Helmholtz und William Thomson, die Bruchstücke zertrümmerter, einst mit Leben bedeckter Welten, d. h. Meteorsteine, hätten die Keime des Lebens auf die Erde gebracht, einen höchst geistlosen zu nennen. Nichts billiger, als dieses Entfliehen vor dem Problem der Entstehung des Lebens durch eine solche ärmliche Hintertür. Man hat sogar Wert darauf gelegt, festzustellen, daß Helmholtz diesen Gedanken noch vor Thomson ausgesprochen habe, dieser im Herbst, jener im Frühling 1871. Ich hätte gewünscht, keiner von beiden hätte das gethan. Was bleibt davon bei näherm Zusehen übrig? Meteorsteine erhizen sich beim raschen Durchstürzen unsrer Atmosphäre zum Glühen, nachdem sie vorher in einem Weltraum von unbekannter, gewaltiger Kälte geweilt, sich also zweimal unter lebens tödenden Bedingungen befunden haben. Leben in Temperaturen hoch über dem Gerinnungspunkt des Eiweißes kennen wir aber nicht.

Die Stoffe und Körper, die die Träger des Lebens sind, konnten dagegen auf einem Planeten, dessen Temperatur nicht beträchtlich höher war, als die der Erde ist, immer da sein. Nichts zwingt uns zu der Annahme, daß es jemals anders gewesen sei. Nur eine Eigenschaft der Erde hat sich im Laufe der Zeiten ändern müssen, ihre Größe muß durch die beständig hereinstürzenden Meteoriten gewachsen sein. Für das Leben bedeutete das nur neue Stoffzufuhr.

Um aber nun die Fortpflanzung des Lebens von einem Zeitalter der Erde ins andre, den Niedergang und die Neuentstehung von Schöpfungen zu verstehen und um zu begreifen, wie die Lebewelt eines erdgeschichtlichen Heute auf ein Ziel hinstreben kann, das ihr nicht von außen gesetzt zu sein braucht, denken wir nur an die wunderbare Fähigkeit der Erinnerung, die ich von vornherein allem zusprechen möchte, was wir auf der Erde Stoff nennen. Vererbung und Gedächtnis beruhen auf ganz ähnlichen mechanischen Vorgängen, die eben Erinnerung sind. In beiden wird eine Unsumme von Ein-

drücken in den engsten Raum zusammengepreßt, die dann wieder in derselben Reihenfolge frei gemacht werden, sich entfalten. In einer unsichtbaren Eizelle ein Mensch, eine Eiche, die sich bis auf Einzelheiten ähnlich der Mutter und dem Vater entfalten werden! Wohl ist die Vererbung ein viel sichererer, fast unfehlbar arbeitender Mechanismus; das Gedächtnis läßt leicht Lücken und Verdunklungen eintreten. Aber auch die Vererbung kürzt die Vorgänge ab, die sie in einem Entwicklungsabschnitt wiederholt, wie das Auftreten längst überwundener niederer Merkmale in der Entwicklung höherer Tiere und des Menschen zeigt. Und dabei handelt es sich um die Entfaltung von Vorgängen, die ungezählte Millionen von Jahren hinter uns liegen. Der muschelförmige Krebs *Limula*, dessen Schalen in den ältesten fossil führenden Schichten der Erde liegen, lebt heute in derselben Gestalt fort. Aber es ist doch viel erstaunlicher, daß der Mensch in seiner Entwicklung im Ei abgekürzt ein Stadium durchläuft, wo seine Wirbelsäule ein Gallertstrang wie bei den niedersten Wirbeltieren ist, und ein andres, wo sein Embryo Kiemenspalten wie ein im Wasser atmender Fisch oder Lurch hat. Reichte unser Blick tiefer in die Entwicklungsprozesse des Eies, so würden wir in seinen innern Veränderungen noch viel mehr solche Erinnerungen finden. Ist es nun nach solchen Vorgängen zu gewagt, anzunehmen, daß in dem Lebensstoff, der sich heute zu Formen gestaltet, Erinnerungen an eine Schöpfung erhalten sind, die früher einmal da war, und daß diese Erinnerungen eben die Wege und die Ziele bestimmen, denen die Lebensentwicklung mit so wunderbarer Sicherheit folgt und zustrebt?

* * *

Die Zerteilung unsers geistigen Wesens in Glauben und Wissenschaft löst die natürliche Einheit auf, die eine Lebensbedingung für unsre Seele ist wie die körperliche für unsern Leib. Die Wissenschaft begünstigte, weil sie fürchtete, vom Glauben gestört zu werden, diese Teilung, ohne die Gefahren zu ahnen, in die sie sich damit begab. Aus einem Grunde, der eigentlich nur von zünftiger oder Handwerksnatur ist, verzichtete sie auf wesentliche Bestandteile ihrer Wirksamkeit. Ein großer Naturforscher, der noch lange kein ausgesprochener Materialist war, Claude Bernard, sagt in der Einleitung zu seiner klassischen *Médecine expérimentale*: „Der Naturforscher beschäftigt sich nicht mit Unnützem: die ersten Ursachen liegen jenseits seiner Grenzen. Er hat es nur mit der Untersuchung der Erscheinungen zu thun. Indem er sein Laboratorium betritt, läßt er Philosophie und Religion draußen.“ Das hört sich als eine technische Vorschrift und als ein Rat an die ganz jungen Schüler sehr gut an. Nehmen wir aber nun denselben Forscher, der am Abend eines arbeitsvollen Tages die Ergebnisse seiner Arbeit überdenkt. Wird er da auch noch seine etwas hochmütig klingende Vorschrift anwenden? Ich glaube nicht; oder vielmehr ich weiß, er wird es nicht thun, denn er kann es nicht. Und wenn nicht am Abend eines Tages, so doch am Abend eines Lebens, das der Forschung gewidmet war, würden die Schwestern Philosophie und Religion zu ihm treten, und diesesmal wird er sie nicht vor der Thür stehn lassen!

Sch vermute, daß er zuerst mit der Philosophie sprechen wird, und da deren Antworten ihm nicht genügen werden, wird er sich auch mit der Religion unterhalten. Das ist so und wird immer so bleiben. Die Rückkehr zur Philosophie hat schon in jeder Einzelwissenschaft ihre Vertreter, in der Physiologie und in der Chemie, in der Zoologie und in der Geographie, sie hat sogar schon ihre besondern Zeitschriften. Die Rückkehr zur Religion hat einstweilen nur ihre weitverbreiteten Zweifel an den materialistischen Dogmen, und in viel größerer Zahl als Außenstehende denken, ihre privaten Umkehren und ihre Fragen und Bekenntnisse unter vier Augen. Kein Leben ist praktisch durchzuführen mit der Zweiteilung von Glauben und Wissenschaft, vor allem werden nie die beiden Hälften, die man auseinanderhalten will, getrennt die Fahrt auf das Meer der Ewigkeit antreten. Aber auch im wissenschaftlichen Denken leistet die doppelte Buchführung nichts; sie kann Geister, die zu unvorsichtigen Abschweifungen neigen, zeitweilig in Schranken halten; aber der Mensch will und muß doch endlich seine Weltanschauung haben, die selbstverständlich nur Eine sein kann. Der Materialismus hat das ja frühe eingesehen und wollte den Glauben loswerden, um zur Einheit zu kommen, er hat aber, wie vorauszusehen war, das nicht fertig gebracht und erwies sich außerdem als wissenschaftlich so schlecht begründet, daß er nun auf allen Seiten abgelehnt ist. Es ist ganz ebenso mit dem Positivismus und dem Monismus, die uns weder als Grundlage unsrer Lebensanschauung noch als wissenschaftliche Aufbauten genügen. Meinen denn die Vertreter dieser Lehren, wir forderten eine Weltanschauung nur zur ästhetischen Ausfüllung einer Lücke unsers Daseins? Es scheint, daß sie keine Ahnung von der dringenden Notwendigkeit einer Überzeugung haben. Pascal hat die Überzeugung die Beherrscherin der Welt genannt, und in der That, solange es eine Geschichte giebt, haben immer die Recht behalten, die eine festbegründete Überzeugung vertraten. Die Überzeugung, das ist die lebendig und praktisch wirksam gewordne Weltanschauung. Daher eben das Streben nach einer alle Forderungen erfüllenden Weltanschauung. Auf wissenschaftliche Meinungen allein läßt sich keine Überzeugung gründen. Auch der Glaube allein ist nicht Überzeugung, dazu fehlt ihm zu oft die Leuchte der Vernunft; er bleibt dann ein passives Fürwahrhalten mit einer Neigung zum Fanatismus. Die Überzeugung ist dagegen ein vernünftiges Fürwahrhalten, freiwillig, klar und frei; so wie sie den ganzen Menschen erfüllt, erfaßt sie ihn auch ganz und setzt ihn mit all seinem Wollen und Können ein.

* * *

Das Wort Entwicklung ist zu einem der inhaltreichsten unsrer Sprache herangewachsen. Es ist mehr als das Werden der griechischen Naturphilosophen, als die Emanation der Neuplatoniker, als die Entfaltung der deutschen Idealphilosophen. Die Naturforschung hat in den schattenhaften Begriff einen Strom von Erkenntnissen thatsächlicher Zustände und Veränderungen hineingeleitet, die uns in der Entwicklung das Hervorwachsen eines Dinges aus dem andern, zusammengesetzter aus einfachen, höher organisierter aus niedrigeren

zeigen. Der Mensch ist nicht ausgeschlossen, auch er steht am Ende einer langen Reihe von Wesen, die ihm vorangingen. Alles Leben ist eines durch die Entwicklung und fließt in der Entwicklung. Und da alles, was aufeinanderfolgt, Zeit braucht, hat die Wissenschaft durch immer höher gesteigerte Zeitforderungen die Dauer vergrößert, die die Entwicklung der Schöpfung in Anspruch nimmt; wo noch Buffon zagend über die paar Jahrtausende der mosaïschen Zeitrechnung zu 68000 Jahren fortschritt, bewilligt allein die Erdgeschichte freigebig hunderte von Millionen von Jahren. Das alles hat die Entwicklung so gekräftigt, daß sie ihre Herrschaft weit über den Bereich der Erdgeschichte hinaus ausgebreitet hat; der Mensch, das Volk, die Menschheit, die Welt: alles steht unter dem Gesetz der Entwicklung. Und so werden denn alle Fragen, die sich auf das Wesen der Entwicklung richten, zu Lebensfragen im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes. Je nachdem wir an zufällige oder planvolle Entwicklung glauben, wendet sich unser Weg von Gott ab oder zu Gott hin. Das Wort Entwicklung hat nämlich zwei grundverschiedne Inhalte. Die Entwicklung im philosophischen Sinne war immer die Entfaltung eines Keimes oder Gedankens, der auf eine Schöpfermacht hinwies; die Entwicklung der Naturforscher meint dagegen in den meisten Fällen gar nichts als die beobachteten Reihen auseinander hervorgehender Zustände, Geschöpfe usw., für deren „Entwicklung“ aus einander sie mit mechanischen Mitteln, wie z. B. mit dem Kampf ums Dasein auszukommen glauben. Natürlich sind aber die beiden Auffassungen sehr ungleichwertig; denn während die der Philosophen uns einen Grund der Entwicklung angiebt, der z. B. bei Hegel das Bewußtwerden des Geistes von sich selbst ist, haben die Naturforscher uns im besten Falle nur eine Reihe von nebensächlichen Eingriffen zu nennen, die die Entwicklung hier oder dorthin richten; über ihren Grund und ihr Ziel wissen sie nichts anzugeben. Der Philosoph sagt: Dort haben wir eine teleologische, hier eine ätiologische Entwicklung. Da kommen wir nun wieder auf die Zielstrebigkeit, die nichts andres meint als die Richtung der Entwicklung auf ein Ziel, das eine höhere Macht, ein Schöpfer, ein Gott, ihr setzte. Die meisten Naturforscher sind zwar ganz begeistert von der Entwicklung überhaupt oder an sich, fragen nach keinem Ziel, opfern Worten, aber Worten, wie der göttlichen Schöpferkraft des beweglichen Weltäthers, der Urmaterie und andern Gedanken, vielmehr Dingen ohne Gedanken. Aber denen, die tiefer schauen, wird es nicht so wohl bei den „wundervollen Wahrheiten der Weltentwicklung,“ wenn sie mit Enttäuschung sehen, wie sich all diese triumphierende Freude nur auf das Triebwerk der Schöpfung und nicht auf ihre Gedanken richtet, ohne die sie doch gar nicht möglich ist.

Goethe würde die Entwicklungslehre der Schöpfung mit seiner ihm angeborenen Freude am Erkennen ebenso freudig begrüßt haben, wie Karl Ernst von Baer, der Darwins und seiner Nachfolger wahres Verdienst nie verkleinert hat. Aber die Zumutung, auf diesen Grund eine naturwissenschaftlich-evolutionistische Weltanschauung zu bauen, würde er eben soweit von sich gewiesen haben. Wenn das, was wir wissenschaftlich als Entwicklung in der Welt, an der Erde, im Leben nachweisen können, nur ein ganz kleines Stück

der wirklichen Welt ist, und wenn dieses wenige auch wieder nur aus Bruchstücken besteht, die wir zu Teilen von Entwicklungsreihen zusammenordnen, wie soll es der Grund einer Weltanschauung werden können? Durch die Hinausrückung der Grenzen der Entwicklung bis an die Grenzen des Erkennens, wodurch die Schöpfungslehre bei einem „planetarischen Entwicklungsgezet“ ankommt, wird im Wesen nichts geändert. Sie vergleicht die ganze sichtbare Welt einem Organismus, in den das Streben zur Entwicklung in einer bestimmten Richtung von Anfang an gelegt ist, und so wie sich der Keim eines Lebewesens nach der in ihn gelegten Anlage entfaltet, so entfaltet der Kosmos nur das, was von Anfang in ihm angelegt war. Aber wie angelegt? und von wem? Das Rätsel ist mit dieser Parallele nicht gelöst, es ist nur aus unbequemer Nähe weggerückt.

Wenn Theologen nur mit Grauen von „evolutionistischer Weltanschauung“ reden, überschätzen sie doch wohl die Gefahr. Das Wort Entwicklung mag viele betäuben in ähnlichem Sinne, wie einst die Worte Kraft und Stoff, aber es wird und kann nichts Positives daraus hervornachsen. Die schönsten Bauten der Schöpfungsgeschichte auf evolutionistischer Grundlage sind doch nur Kulissen und Maschinerie, ohne den Geist, der sie in Bewegung setzt, nichts als ein Ausdruck für das Wie eines Vorgehens, von dessen Woher und Warum er uns gar nichts sagt. Deswegen möchte auch nur ein im weitesten Sinne technischer Wert den Erörterungen über den Gang der Entwicklung, Vererbung usw. zuzuerkennen sein, kein philosophischer.

Die naturwissenschaftliche Entwicklungslehre für sich hat also auch gar nicht das Zeug, eine Weltanschauung zu werden, und darum kann man auch nicht sagen, sie stehe in einem prinzipiellen Gegensatz zu einer andern Weltanschauung, die zu Gott strebt. Die Theologen haben sich viel zu tief mit der Entwicklungslehre eingelassen und offenbar doch hauptsächlich nur, weil sie ihre eigne Position für schwächer hielten, als sie ist. Sie können ruhig in diesen Strom hineinschauen und ihn zu ihren Füßen ganz nah vorüberfließen sehen, er wird die Glaubensgrundlagen niemals unterspülen und wegreißen, denn er hat gar kein Organ, sie zu erreichen. Die Entwicklungslehre vermag uns ja doch nur Zusammenhänge in den Dingen dieser Welt zu zeigen, die unsere Welt ist; und was sind das anders als Zusammenhänge von kleinen Teilen, deren Ganzes uns auch dort unbekannt bleibt, wo es unsern Sinnen erreichbar ist? Wir werden sicherlich nie die Anfänge auch nur unsers kleinen Planeten und nie die Anfänge des Lebens erkennen. Erahnen ist das äußerste, was uns da beschieden ist. Der Glaube hat es aber mit der Schöpfermacht zu thun, ohne die unsere ganze Welt nicht wäre. Der äußerste Punkt, bis zu dem uns die Entwicklungstheorie im allergünstigsten Falle führen kann, ist noch unendlich weit von ihm entfernt. Warum sind also die Gläubigen so bekümmert, wenn diese Lehre einen Fortschritt zu machen scheint? Auch die Ausfüllung der Lücke zwischen dem Menschen und den Säugetieren, in deren Reihe übrigens schon der kindlich gläubige Linné dem Menschen arglos seinen Platz anwies, hätte für unser Gefühl durchaus nichts Bedrückendes. Wir wissen ja nicht, ob es je gelingen wird, halten es aber

für wahrscheinlich, und wenn es gelingt, für äußerst belanglos hinsichtlich unserer Vorstellungen von Gott und Schöpfung. Denn das Wunder der Entstehung des Bergkristalls in seiner herrlich klaren und regelmäßigen Gestalt oder der lieblichen Blumen ist uns nicht kleiner als das des Menschen. Seine Seele ist reich, aber Beseelung ist nicht sein Vorrecht.

Um mit dem Übernatürlichen Ernst zu machen, binden wir uns zwar nicht an das, was wir Naturgesetze nennen; das sind Gesetze für uns, aber nicht Gesetze für Gott. Wir wollen aber ihre Unverbindlichkeit für Gott auch nicht in lächerlichen Wundern, Geisterchriften oder Tischbewegungen suchen, sondern sie als eine Notwendigkeit des Weltganzen verstehen. Gerade die Einsicht in die Schranken unsers Erkennens soll uns davor bewahren, sie gegen das Walten einer höhern Macht aufzurichten. Deshalb lachen wir über das kindlich-kindische Vermessen, mit einer Berichtigung der Schöpfungstheorie Gott nahe zu treten, oder mit der Entdeckung eines alten Knochens seinen Thron zu erschüttern. Darin ist die Horde der Aufklärer ebenso leicht wie die Herde der Glaubensretter. Beider Konzeption von Gott ist viel zu klein. Auch die immer wiederkehrenden Vergleiche des Schöpfergeistes mit der Intelligenz des Menschen haben entschieden etwas Herabsetzendes, da doch diese Menschenintelligenz nur natürliches Geschehen wiederholt, das mit mächtiger Ursprünglichkeit von dem Schöpfergeist ausströmte. Aber offenbar schmeichelt es auch dem theistischen Naturforscher, daß er den „Laien“ diese oder jene Feinheit eines Naturmechanismus mit dem überlegnen Lächeln des privilegierten Sachkenners aufschliesst, als wolle er sagen: So etwas kann nur Gott machen, und ich, der mit göttlichem Geiste begabte, kann es verstehen, wenn auch nicht nachmachen; vielleicht kommen wir aber auch noch dahin. Über diese Art von Gottesbeweis sollte man eigentlich seit Kant hinausgekommen sein. Daß es eine Vernunft über alle Vernunft geben muß, für die die größten Rätsel unserer Welt und unsers Daseins selbstverständlich von müheloser Durchsichtigkeit sind, sollte gerade dem Naturerkenner nicht verborgen sein, der eigentlich jeden Tag erfahren muß, wie weit unsre Vernunft von der höchsten Vernunft absteht, und zu dessen Voraussetzungen eigentlich gehören sollte, daß ihm immer nur Seiten und Bruchstücke des ganzen Weltzusammenhanges zugänglich sein werden. Es ist offenbar nur die Kurzsichtigkeit des Kleinarbeiters, die ihn darüber täuscht; sein Auge erträgt das große Licht nicht, nachdem es sich so eng den kleinen Dingen angepaßt hat. Darum haben aber doch die Wissenschaften, indem sie alle auf die Vertiefung und Erweiterung der Erkenntnis und der Kenntnisse hinarbeiteten, die Idee von Gott immer höher und reiner ausgestaltet. Daß sie das zum Teil in einem Kampfe gegen Gottesvorstellungen von vorübergehendem Werte gethan haben, wobei sie überhaupt zeitweilig aufhörten, Gott zu suchen oder auch nur anzuerkennen, ist mir immer als ein strahlender Beweis des Göttlichen in der Menschennatur erschienen. Echte Wissenschaft ist einer der höchsten Töne im Lobgesang Gottes; aber allerdings ist nicht gerade Wissenschaft dazu nötig, diesen Hymnus zu verstehen.

In den Diskussionen der Gelehrten über die Entwicklung der Schöpfung sah man eine Gruppe die biblische Schöpfungsgeschichte direkt angreifen und

eine andre die Bibel ignorieren. Diese letzten waren die Klügern. Lyell und Darwin gehörten zu ihnen. Wir wollen uns zu keiner von beiden schlagen, denn die Bibel ist uns etwas mehr als ein Buch, ja viel mehr. Klar ist die Unmöglichkeit, uns an den Wortlaut der Schöpfungsgeschichte im ersten Buch Moses zu binden. Schon die elementarste Frage, die Zeitfrage, macht es unmöglich, die Schöpfungstage wörtlich aufzufassen, und wenn wir einmal die Bildlichkeit im Chronologischen zugeben, so wird sie folgerichtig für die ganze Erzählung zur Notwendigkeit. Da ist es ganz vergeblich, einzelnes retten zu wollen. Die historische Kritik kommt uns ohnehin entgegen, die die allmähliche Entstehung aller Bücher des Alten Testaments auch wieder als eine Art Entwicklung zeigt, die geschichtlich begründet ist. Was wir aus diesem ganzen Schöpfungsmythus retten wollen, müssen und können, das ist der Schöpfergeist über den Wassern, der mit bewußtem Willen auch diese Welt hervorruft, und der lebendige Odem, der dem Erdenfloß Leben und Seele giebt. Im übrigen stehn wir der Bibel als der größten „Urkunde des Menschengeschlechts“ mit derselben Verehrung gegenüber wie allem, worin Gottes Geist weht — auch wie der Natur selbst. Und niemand wird heute der kritischen Wissenschaft in die Arme fallen wollen, wenn sie diese Urkunde zergliedert und ihr geschichtliches Gewordensein nachweist.

Aber das Werk der Geschichte besteht nicht aus Kritik allein; ein viel größerer und wichtigerer Teil von ihr sind die positiven Lehren der Vergangenheit. Den Geschichtschreibern liegt die Pflicht ob, uns diese Lehren wahr und klar zu übermitteln; es werden damit die Schmerzen und die Verluste in etwas gut gemacht, die das kritische Wasser verursacht. Die Bibel lehrt mich nun als geschichtliche Thatsache vor allem die ungeheure Bedeutung einer einheitlichen Weltanschauung und die Unmöglichkeit, ohne solche zu bestehen. Einen solchen Halt verschmähen wir nicht, was auch kritische Augen an ihm aussetzen mögen, so lange kein anderer geboten ist. Wer leicht darüber weggeht, ist nicht unser Mann. Die Geschichte selbst lehrt uns, daß nicht so leicht eine Überzeugung an die Stelle der andern gesetzt werden kann. Was uns künftighin leiten soll, muß vor allem an das anknüpfen, was unsre Väter geleitet hat. Wir wollen damit nicht einer doppelten Buchführung in Glauben und Wissen das Wort reden, die wir vielmehr für eins der größten Übel des jetzt hinabsinkenden Zeitalters halten, sondern vielmehr die Notwendigkeit einer ebenso einheitlichen Auffassung der Welt und unsrer selbst feststellen, wie die Bibel sie der Welt vermittelt hatte. Deren Kern aber kann nur derselbe Glaube an einen persönlichen Gott sein, der diesem Buch eine solche Kraft gegeben hat.

* * *

Daß der englische Geologe Charles Lyell und der Zoologe und Geologe Charles Darwin, den man wohl Lyells Schüler nennen kann, die eigentlichen Meister des großen Baues der Entwicklungslehre der Erde und ihres Lebens gewesen sind, wird heute allgemein zugegeben. Männer wie Hutton, Lamarck und Von Hoff sind ihre großen Vorläufer, aber jene beiden haben

nach deren Vorgang und mit deren Mitteln den Bau wirklich aufgerichtet. Beide gehören einem Zeitalter reger wissenschaftlicher Arbeit in England und eines anregenden, geistigen Austausches an, wie es dort nicht wiedergekehrt ist, und beide haben auch eine übereinstimmende religiöse Entwicklung durchgemacht, deren Ausgang positives Christentum und deren Ziel etwas ganz anderes ist, als der Radikalismus der Mehrzahl ihrer deutschen Nachfolger und der französischen Biologen und Geologen derselben Jahrzehnte war. Wenn ich diese Entwicklung, die meines Wissens noch nie im Zusammenhang dargestellt worden ist, mit ein paar Worten berühre, so geschieht es hauptsächlich aus dem Wunsche, zu zeigen, wie tiefe Einsicht in die Dinge der Natur an sich nicht von Gott wegführte, sondern vielmehr eine größere, freiere Auffassung aller höhern Mächte anbahnte, und zwar gerade bei Männern, denen allgemein, und auch heute noch, der höchste Rang unter den naturwissenschaftlichen Denkern eingeräumt wird. Der große Vorgänger Lyells, der Schotte Hutton, der für alle Betrachtungen über die Entwicklung der Schöpfung zuerst den einzig richtigen Weg wies: die Vorgänge unter unsern Augen sich in undenkbar langen Zeiträumen zu den großen Wirkungen summieren zu lassen, die wir anstauen, war weit über die wörtliche Auslegung der mosaischen Schöpfungsurkunde hinaus, die das Werk undenkbar langer Zeiträume in 6000 Jahre einzwängen will, vermied aber jeden unmittelbaren Hinweis auf die Unmöglichkeit, mit so wenig Zeit auszukommen. Daß er klug daran that, bewiesen die Angriffe, die ein Menschenalter später der fromme Geolog Buckland erfuhr, als er erklärte, die Erde könne nicht unter einer Million Jahre alt sein. Lyell trat aber der Vermischung des biblischen Berichtes mit wissenschaftlicher Geologie offen entgegen, verlangte noch viel größere Zeiträume, leugnete die einmalige und allgemeine Sündflut und deutete schon auf das fortdauernde Vergehn und Entstehn organischer Wesen, die keineswegs einmal oder in mehreren Katastrophen geschaffen und wieder vernichtet worden seien. Diese Lehren, von ihm rein sachlich vorgetragen, wobei er mit feinem Gefühl jeden Angriff auf die religiösen Überzeugungen vermied, vielmehr als kirchlicher und für Religionsfragen tief interessierter Mann lebte, machten ihm die akademische Wirksamkeit in Oxford unmöglich. Er war überzeugt, daß seine Auffassung der Thätigkeit eines schaffenden Gottes höher sei, als die der Theologen und der Katastrophengeologen, hat sich aber in seinen Werken wie in seinen Briefen nie anders als rein sachlich darüber geäußert. Wo er sich, besonders in den Briefen, über den unvermeidlichen Konflikt der Geologen mit dem Buche Genesis ausspricht, da sucht er nur immer die Grenzen hinauszurücken, in denen der Glaube dem Wissen freie Bahn lassen sollte: ein echter praktischer Reformator, dem dann auch ganz andre Erfolge erblühten als den atheïstischen Bilderstürmern auf dem Kontinent. Er und seine Schüler haben die Geologie in England und in den Kolonien populär gemacht, daß sie wie kaum eine andre Wissenschaft mit staatlichen Mitteln reich ausgestattet wurde und sogar Bischöfe Lyell um öffentliche Vorträge darüber baten. Als Lyell dann mit seinem Buche *Antiquity of Man* (1863) die Reste vorgeschichtlicher Menschen durch die obersten Schichten der geologischen Ablagerungen verfolgte,

erregte dieser Widerspruch gegen die Lehren von der gleichzeitigen Schöpfung der ganzen Welt bei weitem nicht mehr so viel Aufsehen wie seine ersten rein geologischen Werke. Wer die aufeinanderfolgenden Ausgaben seiner Werke kennt, weiß, wie vorsichtig Lyell sich gegenüber der Lamarck-Darwinschen Lehre von der allmählichen Entwicklung der Arten verhielt; aus seinen Briefen erfahren wir, daß der Hauptgrund die Erkenntnis war, daß, was von den Pflanzen und Tieren gesagt wurde, endlich notwendig auch auf den Menschen Anwendung finden mußte, für den dann das Wort „Schöpfung“ aufhörte, einen Sinn zu haben. Als er aber einmal den richtigen Kern der Darwinschen Theorie erfaßt hatte, schwand auch dieses Bedenken, wiewohl er nie ein Freund der „Vergötterung der Zuchtwahl“ geworden ist, sondern sich sein Urteil über Einzelheiten der Darwinschen Lehren vorbehielt. In derselben Zeit, in der er mit Darwin und Huxley darüber korrespondierte, las er philosophische Werke, um sich über das Verhältnis eines freien Schöpferwillens zu den Gesetzen der Entwicklung aufzuklären, und in einem seiner letzten Briefe an Darwin (von 1869) spricht er sich entschieden für eine Lenkung der Richtung der organischen Entwicklung durch eine höhere Macht aus. Mit Recht konnte Stanley, der Dekan von Westminster, an seinem Grabe sagen: Religion und Wissenschaft waren in ihm nicht getrennt, sondern unteilbar und eins. — Da Darwins Leben und Briefe (1887 von seinem Sohne Francis veröffentlicht) in Deutschland viel weniger bekannt geworden sind als andre darwinistische Schriften, die es weit weniger verdienen, möchte ich mit ein paar Worten auch die Gedanken des großen Naturforschers über Religion und Glauben berühren. Darwin war, seinen eignen Angaben nach, ganz orthodox auf seiner Reise um die Welt, auf der er den Grund zu allen seinen großen Entdeckungen legte; er erreichte damals gerade sein dreißigstes Jahr. Aber das Nachdenken über die Religionen, deren Unterschiede und Ähnlichkeiten seine vergleichenden Völkerstudien ihn kennen lehrten, machte ihn zum Zweifler an der göttlichen Offenbarung des Christentums. Sehr ungern und nur Schritt für Schritt gab er diesen Glauben auf, hielt aber an seinem Gottesglauben auch dann noch fest, als er selbst durch die mechanische Erklärung der Entwicklung der Schöpfung durch die Auswahl des Passendsten im Kampf ums Dasein die stärkste der bisherigen Stützen des Gottesbeweises aus der Natur, die kunstvolle Zweckmäßigkeit der Lebewelt, so heftig wie keiner erschüttert hatte. Einst hatte er, wie so viele andre, für einen vollgiltigen Beweis das tiefere, innere Gefühl gehalten, es müsse einen Gott geben, der diese schöne Welt geschaffen hat. Er selbst hat diesem Gefühl in seiner Reisebeschreibung schöne Worte geliehen, wo er von der Bewunderung und Ergebung spricht, die den betrachtenden Geist erfüllen und erheben; aber 1876 bezeichnet er sich als einen Mann, der dieses Gefühl ganz verloren hat, vergleichbar einem, der farbenblind geworden sei, und indem er überlegt, daß dieses Gefühl bei weitem nicht in allen Menschen und Völkern erwache, glaubte er nicht weiter an seine Beweiskraft. Viel stärker war in ihm noch, als er als reifer Mann am „Ursprung der Arten“ schrieb, die Überzeugung, daß diese Welt mit ihren Bewohnern nicht das Werk eines blinden Zufalls sein könne; und diese Überzeugung teilte er mit seinem Freunde

Oyell. Wenn er, um sich schauend, eine letzte Ursache des Alls mit einem Geist ähnlich dem des Menschen annahm, nannte er sich selbst einen Theisten, bekannte aber zugleich, daß auch diese Überzeugung in ihm schwächer geworden sei, allerdings unter manchen Schwankungen. Er hat sie aber offenbar nicht verloren, und das ist das Wichtige. Darwins geistige Entwicklung ist bis zuletzt aufsteigend gewesen. Die Klarheit seines Geistes ist höchstens vorübergehend getrübt worden, am meisten durch die Wehrauchwolke seiner tief unter ihm stehenden Verehrer, besonders der deutschen. Sein kritisches Vermögen ist im ganzen immer mehr gewachsen. Und dabei ist ihm als unverlierbarer Rest unvollkommener Gottesideen die Idee geblieben, die sich den tiefsten und umfassendsten Denkern aller Zeiten offenbart hat. †*



Hellenentum und Christentum

6. Dio von Prusa



Jesus für eine mythische Person zu erklären, die niemals gelebt hat, wird heute auch der verwegenste Kritiker, der noch Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, kaum wagen. Abgesehen von dem Zeugnisse des Paulus haben wir die beiden Stellen in den Jüdischen Altertümern des Flavius Josephus. Die Echtheit der zweiten ist niemals bestritten worden. (Ananus führte dem Synedrium den Bruder Jesu, der Christus genannt wird, vor; Jakobus war sein Name. 20, 9.) Die erste ist zwar vielfach für eine Fälschung gehalten worden — auch Hase neigte dieser Ansicht zu —, aber Wilhelm Christ hält in seiner 1898 erschienenen Griechischen Literaturgeschichte S. 646 nur zwei Sätzchen darin für interpoliert, die in der nachstehenden Übersetzung eingeklammerten: „Es war aber um diese Zeit Jesus, ein weiser Mann, wenn es erlaubt ist, ihn einen Mann zu nennen. Denn er war ein Verrichter außerordentlicher Thaten und Lehrer der Menschen, die mit Freuden die Wahrheit aufnehmen, und viele Juden, auch viele hellenischen Stammes zog er an sich. [Dieser war der Christus.] Und als er auf die Anklage der Vornehmsten unsers Volkes von Pilatus zum Kreuz verurteilt worden war, ließen doch die, die ihn vorher geliebt hatten, von ihrer Liebe nicht ab. [Denn am dritten Tage erschien er ihnen wieder lebend, was nebst vielem andern Wunderbaren die göttlichen Propheten von ihm vorausverkündet hatten.] Bis jetzt ist das nach ihm benannte Geschlecht der Christianer nicht ausgestorben.“ Dann die berühmte Nachricht bei Tacitus. Daß dieser nichts näheres von Christus weiß, die übrigen heidnischen Schriftsteller aber ihn gar nicht erwähnen, ist ganz natürlich. Die Kreuzigung eines armen Juden im entlegensten Winkel Syriens war kein Ereignis. Die jüdische Diaspora wird überall, auch in Rom, von Jesus erfahren haben, aber falls hier und da die Kunde von ihm gesprächsweise über eine Synagogengemeinde hinausgedrungen ist, so haben die Heiden etwas